

David Lozano Garbala

# PUERTA OSCURA



Totengesang

 Loewe

Alle Bände der Reihe *Puerta Oscura*:

Band 1: Totenreise

Band 2: Totengelächter

*Band 3: Totengesang*

ab 14 Jahren, August 2012, 560 Seiten, Format 15.0 x 21.5 cm

ISBN 978-3-7855-6866-8, Hardcover

19,95 € (D), 20,60 € (A), 28.50 CHF

Umschlagillustration: Alfonso Ruano, Pablo Núñez

Originaltitel: La Puerta Oscura – Réquiem

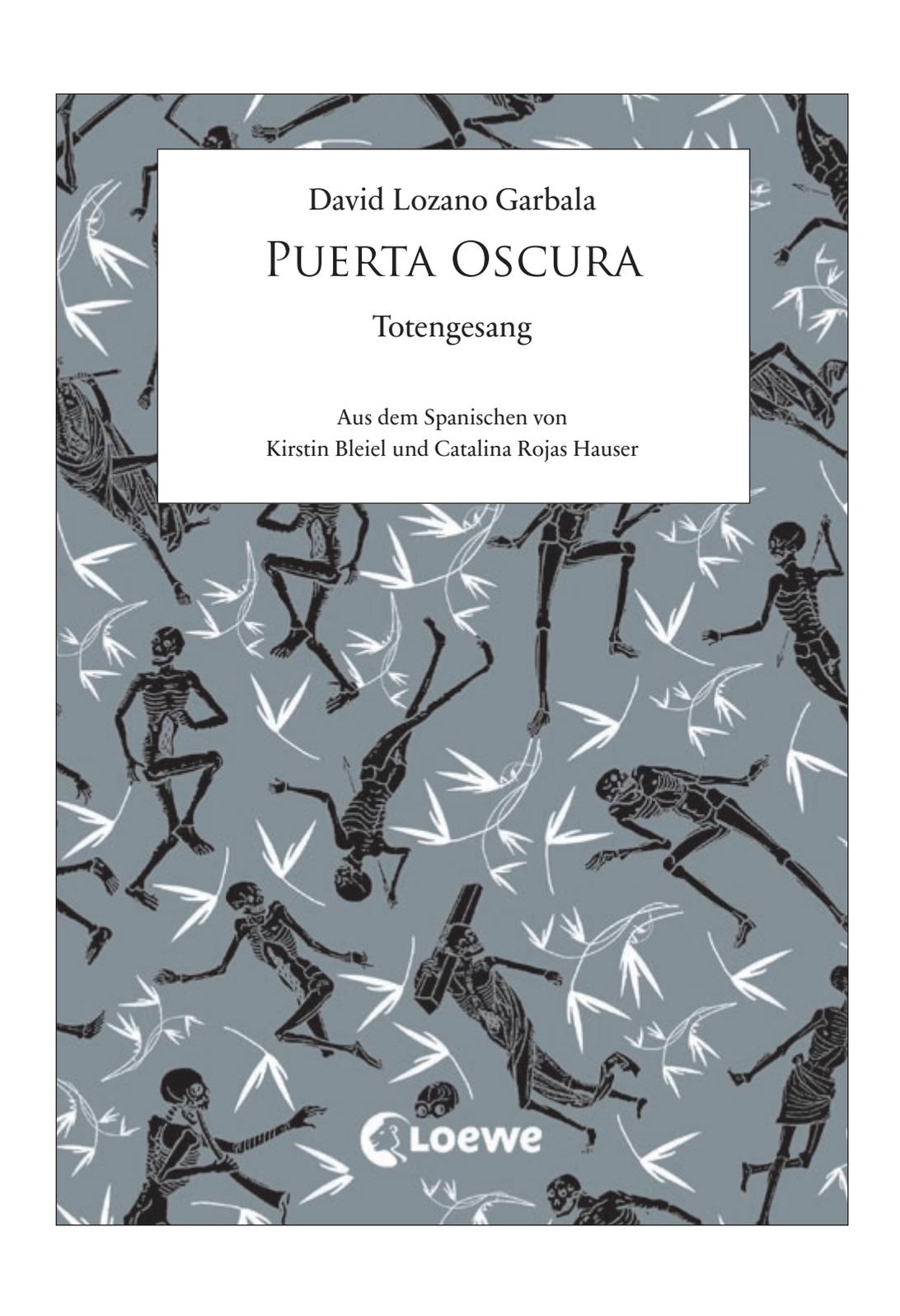
© David Lozano Garbala/Ediciones SM 2009

Alle Rechte vorbehalten

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2012 Loewe Verlag, Bindlach

[www.loewe-verlag.de](http://www.loewe-verlag.de)



David Lozano Garbala  
**PUERTA OSCURA**  
Totengesang

Aus dem Spanischen von  
Kirstin Bleiel und Catalina Rojas Hauser



Loewe



# 13

**J**ULES HIELT SICH also versteckt, überlegte Pascal nach seiner Kontaktaufnahme mit der Welt der Lebenden besorgt. Die Freunde waren ihm auf der Spur, was hieß, dass sie nur ganz ungefähr wussten, wo sie ihn suchen sollten ...

Das sah übel aus.

»Du wirst rechtzeitig zurückkommen«, versuchte Dominique ihn aufzumuntern. »Wenn bislang noch nichts Spektakuläres in der Stadt geschehen ist, was auf ihn als Vampir hindeutet, dann verläuft der Prozess nach wie vor langsam. Der Biss war sehr oberflächlich, oder?«

Pascal nickte.

»Ich hoffe, du hast recht, Dominique. Denn wenn es nicht so ist ...«

»Natürlich«, fiel dieser ihm ins Wort, nicht bereit, negative Gedanken zuzulassen. »Aber das Einzige, was wichtig ist für dich, solange du in dieser dunklen Welt bist, ist so schnell wie möglich zurückzukehren, und zwar mit Lena Lamberts Blut. Alles andere belastet nur. Du brauchst alle deine Kräfte hier.«

»Das stimmt.« Pascal holte tief Luft. »Also gehen wir.«

Sie marschierten los und befanden sich wenige Minuten später direkt vor dem Eingang in das gewaltige Felsmassiv. Pascal er-

innerte sich, dass der nicht sehr breite, wenn auch mehrere Meter hohe Gang dahinter weiter zur Hauptzelle führte.

Der Wanderer warf einen letzten Blick zurück auf die wallenden Nebel hinter der Hängebrücke. Er konnte nichts Bedrohliches ausmachen, abgesehen von der Unwirtlichkeit, die hier überall herrschte.

»Dann los«, gab er das Kommando.

Nachdem sie das steinerne Eingangstor in den Kronosfelsen passiert hatten, umgab sie von einem Augenblick auf den anderen absolute Stille. Die vulkanische Landschaft, die sie hinter sich gelassen hatten, schien sich auf einmal in geradezu kosmischer Entfernung zu befinden. Selbst das Geräusch ihrer Schritte wurde von dieser Stille verschluckt, doch wirkte diese nicht feindselig.

Während sie durch den Gang liefen, spürten sie bereits die Nähe anderer zeitlicher Dimensionen. Eine diffuse Strömung ergriff Besitz von ihnen, eine Strömung, die etwas Berauschendes hatte und von der sie sich willig mitreißen ließen.

\*\*\*

Daphne trat auf die Bremse. Der Druck in ihrem Kopf, der von ihr Besitz ergriffen hatte, erreichte ein kaum erträgliches Ausmaß. Sie spürte das schneller werdende Pochen in ihren Schläfen mit jedem Meter, den sie sich dem Ort näherte, an dem sie Jules vermutete.

Er musste ganz in der Nähe sein, er oder eine andere Kreatur seiner Spezies.

Die Seherin steuerte das Auto zwischen ein paar halbhohe Büsche, wo man es nicht sah. Dann stellte sie den Motor ab, zog die Handbremse und stieg aus dem Wagen. Nach ein paar Schritten blieb sie stehen und drehte sich ein paarmal um die eigene Achse,

um Verbindung zu ihrer Umgebung aufzunehmen. Schnell machte sie aus, wonach sie gesucht hatte: eine einzelne Hütte mitten in den weiten Feldern, die Schutz vor dem Sonnenlicht bot.

Das kleine Bauwerk, etwa zweihundert Meter von ihrem Standort entfernt, ließ ihr Herz noch schneller schlagen. Dort musste sich Jules verstecken.

Daphne ergriff den Talisman, der an ihrem Hals hing, sowie die Tasche mit ihren Hilfsmitteln und steuerte entschlossen ihr Ziel an. Kurz darauf stand sie vor dem Eingang der Hütte, der mit irgendwelchen Lumpenresten verhängt war. Sie spürte einen Hauch von böartigen Ausdünstungen und atmete aus. Das helle Sonnenlicht, das weit über dem Land lag, beruhigte sie. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und zog den Vorhang zur Seite, der ihr den Eintritt in die Hütte verwehren sollte. Sie war sich dessen bewusst, dass, sobald Tageslicht ins Innere dringen würde, der Schlaf des darin ruhenden Vampirs gestört werden würde, doch war diese wenig subtile Art, ihren »Besuch« anzukündigen, unvermeidlich.

Kurz darauf konnte sie ein paar Konturen in dem dämmrigen Raum ausmachen und zugleich spürte sie die eisige Kälte ihres Talismans. Totenstille schlug ihr entgegen sowie ein durchdringender Gestank, eine Luft, verseucht mit dem Geruch des Todes, den sie nur allzu gut kannte. Bevor sie ihren Fuß über die Schwelle setzte, versuchte die Seherin, sich ein deutlicheres Bild vom Inneren der Hütte zu machen. Und dann sah sie ihn. Hinten, im dunkelsten Teil des Raumes, erkannte sie auf einem Lager ein unbewegliches Bündel, das ihr sein Gesicht zugewandt hatte – ein Gesicht mit menschlichen Zügen.

Daphne hielt den Atem an. Es musste Jules sein. Sie vergewisserte sich kurz, ob er sie bemerkt hatte, doch er rührte sich nicht, alles blieb ruhig in dem winzigen Raum. So nahm sie ihr Medail-

lon vom Hals und hielt es mit ausgestrecktem Arm wie ein Schutzschild vor sich, während sie auf leisen Sohlen ins Rauminnere vordrang, Schritt für Schritt ... Sie hoffte inständig, dass der Junge nicht erwachte, dass sie ungehindert tun konnte, was zu tun war. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Als sie etwa einen Meter von dem Schlafenden entfernt war, ging plötzlich ein Zucken durch die Gestalt, ihre Augen öffneten sich und Daphne traf ein durchdringender Blick aus wilden gelben Augen. Die Wahrsagerin erschrak.

Es war Jules. Aber sein von Natur aus sanftes Gesicht zeigte einen aggressiven, animalischen Ausdruck. Es war das Gesicht der Nacht.

Daphne sah, wie das, was noch menschlich war, langsam aus den Pupillen des Jungen wich. Er schien einen schmerzhaften inneren Kampf auszufechten – in den sie eingreifen musste, bevor es zu spät war.

»Jules«, schrie sie und hielt ihm das Amulett entgegen. »Ich bin's, Daphne! Gib dich nicht auf, halte durch!«, rief sie. »Ich bin gekommen, um dir zu helfen, um dich zu befreien aus den Klauen des Bösen!«

Aufmerksam beobachtete die erfahrene Wahrsagerin die Reaktionen des Jungen. Sie bemerkte, wie seine Hände zitterten, wie sie drohten, sich zu Krallen zu verbiegen, dann wieder erschlafften. Seine ovalen Pupillen kämpften um ihre runde, klare Form, während sie sich gleichzeitig des in die Hütte eindringenden Lichtes erwehren mussten. In seinem offenen Mund waren die Eckzähne zu erkennen, und wie Daphne ausmachte, waren sie nicht zu voller Größe ausgebildet.

War sie noch rechtzeitig gekommen?

Es schien so, zumindest im Augenblick. So konnte sie ihre Maßnahmen vielleicht ausführen, um den Prozess der Wandlung zu

verlangsamten und Jules zum Palais Le Marais zu bringen, wo sie ihn bis zur Rückkehr des Wanderers festhalten würden.

Jules gab ein Knurren von sich. Das, was ihn von innen verzehrte, wurde aufmerksam.

\*\*\*

Marcel trat aus der schief hängenden Eingangstür eines verlassenen Friseursalons, in dem er noch ein paar Überbleibsel des einstigen Geschäfts gefunden hatte. Er klopfte sich den Staub von seinem Mantel und wandte sich Michelle zu.

»Nichts. Und bei dir?«

Das Mädchen hatte eine ebenfalls verlassene Galerie in der Nähe inspiziert, die eine ganze Reihe von verlockenden Möglichkeiten für jemanden bot, der nach einem entlegenen und dunklen Versteck suchte.

Ihr düsterer Gothic-Look passte sehr gut zu der Situation, in der sie sich befanden.

»Nichts«, seufzte sie. »Ich glaube, Jules hat seinen Vampirvater noch nicht aufgesucht. Er war nicht hier.«

»Da stimme ich dir zu. Unsere Friedhofssuche war sehr gründlich und hat trotzdem nichts ergeben.«

»Etwas schon«, entgegnete Michelle. »Zumindest können wir den Friedhof und diese Gegend hier abhaken, jedenfalls für den Augenblick. Nur dummerweise ist das nicht das Ergebnis, das wir gerne hätten.«

»Weil die Zeit drängt.« Marcel blickte in den Himmel, dann auf seine Uhr, um zu sehen, wie viele Stunden Tageslicht ihnen noch blieben. »Und Daphne hat auch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Wo hat der Junge sich bloß versteckt? Weit wird er sich nicht entfernt haben.«

Michelle nickte. »Zumindest nicht nach dem, was wir gestern gesehen haben.«

»Allerdings«, bemerkte der Wächter nachdenklich, »kann er als Vampir in einer Nacht große Entfernungen zurücklegen; vielleicht hat er beschlossen, weit weg zu gehen.«

Michelle überlegte.

»Genau das hätte der frühere Jules getan«, kommentierte sie dann. »Er hätte sich so weit wie möglich von uns entfernt, um uns nichts anzutun. Aber seine animalische Seite wird ihn genau zum Gegenteil bringen.«

Marcel verspürte auf einmal – woher auch immer das kam – den Drang zu rauchen, versuchte jedoch, ihn zu unterdrücken. Das flüchtige Bild einer Zigarette erinnerte ihn an seine ermordete Freundin Marguerite Betancourt, die Kommissarin, was seine Laune nicht gerade verbesserte.

»Glaubst du?«, fragte er lediglich.

Michelle nickte überzeugt.

»Tagsüber wird Jules zu schwach sein«, argumentierte sie. »Und nachts wird sein Instinkt ihn früher oder später in die Stadt treiben, wo sich viele Menschen aufhalten und sich der Sarg seines ›Schöpfers‹ befindet. Nein, er wird nicht mehr fortgehen. Deshalb bin ich überzeugt, dass wir ihn finden werden.«

»Wenn er uns nicht vorher findet«, schloss Marcel. Schließlich verschlechterten sich die Umstände im Lauf der Zeit.

»Wir wollen Jules doch helfen«, entgegnete Michelle, um ihr eigenes Gewissen zu beruhigen. »Es wäre traurig, wenn wir uns gegen ihn verteidigen müssten ...«

Marcel sah sie an.

»Du hast es bereits letztes Mal nicht gekonnt, Michelle. Glücklicherweise waren die Umstände so, dass du dir dieses Zögern noch erlauben konntest.«

Sie senkte den Kopf.

»Komm«, schlug der Gerichtsmediziner besänftigend vor. »Lass uns überlegen, was wir als Nächstes tun.«

\*\*\*

Die beiden Jungen befanden sich inzwischen in der Mitte des sechseckigen Raumes, der sich am Ende des Ganges öffnete. Noch immer herrschte völlige Stille, geradezu greifbar und beunruhigend.

Dies hier war der Vorraum aller Zeitreisen und er wirkte auf sie, als stünden sie vor dem Abgrund der Zeit.

Mit Ausnahme der Öffnung hinter ihnen, durch die sie eingetreten waren, gab es in jeder Wand dieses schmucklosen Raumes eine Tür, die ebenfalls der sechseckigen allgemeinen Geometrie des Felsens folgte.

Fünf Anfangsoptionen also. Sie mussten wählen. In diesem Fall würden sie keinen Gebrauch von Pascals transparentem Stein machen können, dieser spezielle Wegweiser galt ausschließlich für dunkle Regionen ...

Um Lena Lambert ausfindig zu machen, musste Pascal nun auf seinen eigenen Spürsinn vertrauen, auf jenen Magnetismus, der ihn, den Wanderer, mit Jules' Urgroßmutter verband und der zwischen ihnen beiden aktiviert werden musste. Doch Pascal war verunsichert. Von der Intuition sich leiten lassen – darin hatte er keine große Übung. Wie leicht konnte er eine falsche Entscheidung treffen!

»Und?« Dominique schlug seinem Freund sanft auf den Rücken, ohne ihn unter Druck setzen zu wollen. »Du wirst eine der Zeitzellen aussuchen müssen, eine, die uns deiner Meinung nach zu Lena Lambert führen wird. Die Zeit drängt.«

Dominique spürte, was in seinem Freund vorging, und er setzte ein leicht ironisches Grinsen auf, das Pascal ermutigen sollte, während er zugleich dachte: Was für eine Verantwortung auf ihm, dem Wanderer, lastete!

Pascal nickte schweigend. Er ließ Dominique in der Mitte des Raumes stehen und näherte sich jeder einzelnen der fünf Türen, verharrte davor und versuchte zu erspüren, ob es irgendeinen Hinweis gab, einen übersinnlichen Ruf, der sie zu Lena Lambert führen würde.

»Die hier«, signalisierte er trocken nach seiner zweiten Inspektionsrunde und wies auf eines der Sechsecke.

Dominique ging zu ihm.

»Sicher?«

Die Frage war überflüssig, aber er hatte sie sich nicht verkneifen können.

»Wie kann ich denn sicher sein?«, beschwerte sich Pascal, ohne den Blick von der ausgewählten Zelle zu nehmen. »Die Türen sehen alle gleich aus. Doch irgendetwas sagt mir, dass wir diese hier nehmen sollten.«

Was sie unterschied, war nichts Geringeres als das Schicksal, welches sie dahinter erwartete.

Dominique hätte gern noch einmal nachgefragt, doch er hielt sich zurück. Sein Freund ließ sich von Dingen leiten, die sich seinem rationalen Verständnis entzogen.

»Gehen wir?«, fragte Pascal. »Es wird Zeit.«

Jetzt war es plötzlich an Dominique, unsicher zu sein.

»Was ... was soll ich tun?« Er schluckte.

Pascal warf ihm nun seinerseits einen aufmunternden Blick zu.

»Es reicht, wenn du im gleichen Moment wie ich deine Hände auf den sechseckigen Knauf legst, der den Durchgang verriegelt«, erklärte er. »Und dann lass dich einfach führen.«

Dominique nickte.

»Einverstanden. Ich bin bereit.«

»Dann los. Hoffentlich haben wir Glück.«

Pascal dachte an Jules, schließlich war sein Schicksal der Grund für dieses neuerliche Abenteuer, in das sie sich gestürzt hatten. Doch sein letzter Gedanke, bevor er diese Wirklichkeit verließ, galt neben seinen Eltern Michelle; sie war es, von der er sich verabschiedete, und ihr Gesicht nahm er mit beim Übertritt in diese unberechenbare Reise, eine Reise in die Abgründe der menschlichen Existenz.

Beide hatten sie bereits die Hände flach auf den gemeißelten Knauf gelegt. In diesem Moment begann die Tür, sich mit einem leichten Knirschen aufzulösen, und nur Zehntelsekunden später wurden sie von einem gewaltigen Sog erfasst, der sie hineinbeförderte in das tiefe Innere des Kronosfelsens, ohne dass sie auch nur einen einzigen Blick zurück werfen konnten.

\*\*\*

Es war eine Mischung aus bösem Knurren und mitleiderregendem Stöhnen, was über Jules' rissige Lippen kam. Der Durst, dieser ewige Durst hatte seine Haut ausgetrocknet. Und in diesem heiseren Stöhnen erkannte Daphne die Stimme des Kampfes, der in seinem Inneren tobte.

Noch war dieser Kampf zwischen Gut und Böse in einer Balance, doch musste man nur Jules' Aussehen betrachten, seinen ausgemergelten Körper, seine verzerrten Gesichtszüge, seine tief eingesunkenen Augen, um zu wissen, dass dieser Kampf bald mit einem Sieg der dunklen Seite beendet war, wenn es ihr nicht gelang, ihn für eine Zeit aufzuhalten.

Entschlossen ging die Seherin einen weiteren Schritt auf Jules

zu, noch immer den eiskalten Talisman schützend vor sich haltend.

Alles stand auf dem Spiel.

»Jules ... halte durch«, redete sie auf den Jungen ein, ohne den Blickkontakt zu unterbrechen. Seine Pupillen wiesen jetzt eine runde menschliche Form auf, was Daphne ermutigte. »Glaub mir, ich kann dir helfen und das, was mit dir passiert, aufhalten. Aber dafür muss ich dich berühren, verstehst du? Ich muss dir nahe sein ...«

Sie kam noch ein Stück heran und fast berührten ihre Füße sein Schlaflager. Keine Sekunde vergaß sie das Wissen um die außergewöhnliche Kraft der Vampire. Ein einziger Hieb, ein simpler Stoß würde sie ohne Weiteres an die entfernte Wand der Hütte befördern. Wieder kam ein Knurren aus seiner Kehle und sein Körper spannte sich.

Diese Feindseligkeit erlaubte ihr nicht zu erkennen, bis zu welchem Punkt ihm bewusst war, was passierte. Jules sagte kein Wort, auch nicht, als er sich aufrichtete und sich auf seinem Lager setzte, ohne irgendeine weitere Regung zu zeigen. Er röchelte bei jedem Atemzug wie ein Sterbender.

»Ich werde dich berühren, hörst du?«, kündigte Daphne an. Sie wollte verhindern, dass er erschrak und sich auf sie stürzte. »Das ist nötig, um ein Ritual an dir durchzuführen, das das, was in dir vorgeht, stoppen kann, Jules. Aber du musst mir vertrauen. Lass nicht zu, dass die dunklen Instinkte in dir dein Schicksal bestimmen, lass sie nicht die Oberhand gewinnen. Nicht jetzt. Halte sie von mir fern, Jules. Sonst kann ich nichts für dich tun ...«

Ein letztes Mal prüfte Daphne mit wachem Blick, ob es Hinweise auf einen unmittelbar bevorstehenden Angriff gab. Seine Hände zeigten keine Krümmung, seine Haltung wirkte jetzt neutraler, weniger angespannt, und seine Augen waren beinahe klar.

Für den Moment hatte Jules die Bestie in sich zurückhalten können. Er gab ihr eine Chance und verbannte das Böse hinter eine beinahe flehende Grimasse.

Die hoch stehende Sonne warf inzwischen helles Tageslicht durch den Hütteneingang. Daphne war klar, sie musste die Zeremonie durchführen, bevor ein einziger Sonnenstrahl direkt auf Jules' Körper fiel; dies würde ihn so schmerzlich treffen, dass sein Widerstand gegen seine böartigen Instinkte dahin wäre. Es würde ihn so wütend machen, dass die Folgen verheerend wären – für sie beide.

Daphne nahm eine Hand vom Amulett und näherte sich Jules ein paar weitere Schritte mit extremer Vorsicht. Sie musste während des Vorgangs die Stelle der Wunde an seinem Hals erreichen können, um das durchzuführen, was sie vorhatte. Aber würde er das zulassen?

Daphne berührte seine Schulter und fühlte durch die Kleidung hindurch die Kälte seines Körpers. Ängstlich hielt sie einen Moment lang inne, in dem Bewusstsein der kritischen Situation, in der sie sich befand.

Doch Jules regte sich nicht.

Nun musste sie das Ritual durchführen, ohne dabei Zeit zu verlieren. Ganz langsam zog Daphne ein kleines Säckchen aus der Tasche und nahm für den Augenblick die Hand, in der sie das Medaillon hielt, zu Hilfe, um es zu öffnen und dessen Inhalt – Friedhofserde – über Jules' Kopf zu streuen. Ohne mit der Wimper zu zucken, ließ der Junge den Regen aus Erde über sich ergehen.

Die Seherin atmete auf. Sie schwitzte entsetzlich und die Anspannung erschwerte ihre Handgriffe. Jetzt musste sie nur noch eines tun.

Sie ließ das Säckchen fallen und legte ihre freie Hand auf die Narbe am Hals des Jungen. Wieder spürte sie die schneidende

Kälte. Dann begann sie mit dem Spruch, den sie in alten Dokumenten gefunden und auswendig gelernt hatte. Er stammte aus einer Chronik der Karpaten. Nun kam die Feuerprobe. Würde es ihr gelingen, den unheilvollen Prozess in diesem Jungen zu stoppen? Ein Prozess, der schon so weit fortgeschritten war, dass sich der Abgrund unter ihm jederzeit vollends öffnen konnte?

»Ab exordio generis humani ...«

Zunächst lief alles gut. Daphnes salbungsvolle Stimme bewirkte, dass sich Jules' Augenlider senkten, ein hoffnungsvolles Indiz dafür, dass er sich entspannte. Doch kurz darauf hatte sie den Eindruck, dass sein Widerstand gegen die dunkle Seite einbrach.

»Ab exordio mundi ...«

Die Seherin fuhr fort, auch wenn ihre Stimme mit jedem Wort an Überzeugung verlor. Denn nun spürte sie eine plötzliche Renitenz in diesem Körper, seine Haltung wirkte nicht mehr so ergeben wie eben noch. Der Mensch Jules schwand dahin und sie konnte nichts dagegen tun. Sekunden später bestätigte sich ihre Befürchtung, als er seine fast geschlossenen Augen abrupt aufriss und ihr einen bohrenden Blick zuwarf.

Diese Augen ... waren nicht die von Jules. Mit tiefstem Erschrecken sah sie in ihnen eine unergründliche und fremde Schwärze. Sie stand dem Vampir gegenüber! Die böartige Essenz in seinem Blut hatte dazu geführt, dass dies dunkle Wesen das Ritual erkannte und sich dagegen zur Wehr setzte.

Daphne versuchte dennoch, den magischen Spruch zu murmeln, seine Kraft zu erhalten. Doch sie musste erkennen, dass jetzt sein anderes Ich die Führung endgültig übernommen hatte.

Nun war sie allein ... mit der Bestie.

Trotz des Widerstands, der sich in Jules' Augen spiegelte, blieb der Junge noch regungslos sitzen, unfähig, sich von der Hand der Seherin zu befreien. Der Bann ihres Rettungseinsatzes hielt offen-

sichtlich noch an, wurde allerdings schwächer in dem Maße, wie ihre Kräfte nachließen. Mehr und mehr wurde deutlich, sie konnte mit dem Energiestrom, dieser unsterblichen, giftigen Kraft ihres Gegenübers, die wuchs und wuchs, nicht mithalten.

Jules, oder der Unbekannte, in den er sich verwandelt hatte, verharrte in trügerisch friedlicher Pose und warf der Wahrsagerin jetzt ein obszönes Lächeln zu.

Daphne musste sich innerlich eingestehen, dass ihre Initiative gescheitert war, wenn sie fest in ihrer Position verharrte und – eher märtyrerhaft als mutig – ihre letzten Reserven preisgab.

Mit jeder Sekunde wurde sie erschöpfter. Leichenblässe legte sich über ihre Züge und ihre Beine begannen zu zittern. Die Hand mit dem Talisman sank nach unten und sie schaffte es kaum noch, die andere auf der Bisswunde zu halten. Die Worte kamen zunehmend stolpernd aus ihrem Mund. Daphne verausgabte sich in diesem Kampf, den sie nicht gewinnen konnte. Und sie wusste es.

»Ab ... Ab exordio ... vitae ...«

Erschöpft hörte sie auf zu sprechen und Jules' hämisches Grinsen wurde breiter, siegesgewisser.

Ihr wurde schwindelig, sie sah nur noch verschwommene Konturen und sie rang nach Luft. Ein letztes Mal versuchte sie, die rettende Formel zu sprechen, doch ohne Erfolg, nichts kam mehr über ihre aufgesprungenen Lippen.

Sie starb.

Sie hörte auf zu fühlen und zu denken. Ihr Herz hörte auf zu schlagen.

Schwer fiel sie zu Boden und erst dann löste sich ihre leblose Hand von der Narbe am Hals des Jungen.

\*\*\*

Der Wagen fuhr über schlecht asphaltierte Straßen und sprang über zahllose Schlaglöcher. Nach einer zu schnell genommenen Kurve kam er ins Schleudern und alle Insassen wurden kurz nach rechts geworfen. Justin, dessen Augen von seinen Haaren halb verdeckt wurden, fuhr unbeirrt weiter. Die Hände fest ins Lenkrad gekrallt, musterte er aufmerksam die ländliche Umgebung, durch die diese Straße sie führte. Es war einer der Außenbezirke von Paris.

Seine zunehmende Ungeduld, endlich den Ort des Geschehens zu erreichen, wo die Hunde umgekommen waren, zeigte sich nicht nur in seinem Fahrstil, sondern auch in seinen einsilbigen Antworten und sogar in seiner Art zu schweigen.

Auf dem Beifahrersitz saß Suzanne. Sie hatte sich von Bernards Enthusiasmus anstecken lassen, auch wenn sie ihre gewohnte Bedachtsamkeit beibehielt. Bernard mit seinem massigen Körper versuchte indes, auf der Rückbank zwischen Kisten, Tüten und allerlei merkwürdigen Gegenständen aufrecht sitzen zu bleiben. Die gesamte Ausrüstung wurde stets dort aufbewahrt, denn schließlich handelte es sich hier um das Vampirjägerfahrzeug, einen über zwanzig Jahre alten Chevrolet, der sie von Beginn ihrer Jagden an begleitet hatte.

Sie mussten bereits ganz in der Nähe sein.

»Schau noch einmal auf die Karte, Suzanne«, bat Justin. »Wir müssten gleich eine kleine Siedlung erreichen, in der wir fragen können. Das Grundstück, das wir suchen, kann nicht mehr weit entfernt sein.«

»In Ordnung.«

»Wir haben nicht so lange gebraucht, wie wir gedacht hatten«, kommentierte Bernard, der aus dem Heckfenster blickte und dessen Augen der hartnäckigen Staubwolke folgten, die der Wagen hinter sich herzog.

»Wir sollten auch besser schnell sein«, bemerkte Suzanne. »Wenn der Bauer die Hunde einmal begraben hat ...«

»... würden wir sämtliche wichtige Informationen verlieren«, fuhr Justin fort. »Hoffentlich kommen wir rechtzeitig.«

Er gab noch etwas mehr Gas, wodurch er auf dem Rollsplitt, über den sie jetzt fahren, erneut ins Schleudern kam.



## 14

**I**N DER HALLE des Palais war alles ruhig. Edouard, der über lange Zeit seine medialen Kräfte aktiviert hatte, hob nun den Kopf und ließ Mathieu, der auf dem Stuhl neben ihm saß und mit dem Laptop auf den Knien wartete, erschrocken hochfahren.

»Ist es Pascal?«

Doch der Gesichtsausdruck Edouards zeigte nicht den erwarteten Enthusiasmus, sondern das Gegenteil. Ein Schleier lag auf seinen Augen. Die Langsamkeit, mit der er antwortete, war auch nicht gerade ein positives Symptom. Gab es schlechte Neuigkeiten?

»Ist es Pascal?«, fragte Mathieu erneut, der seine Ungeduld nicht unter Kontrolle hatte. Er spürte plötzlich eine seltsame Angst vor dem, was Edouards sorgenvolle Stimmung hervorgerufen hatte.

Edouard verneinte mit einem kurzen Kopfschütteln und schloss für ein paar Sekunden die Augen, um die flüchtigen Ströme, die ihn noch immer erreichten, aufzunehmen. Seine Haltung versteifte sich plötzlich und das Blut wich aus seinem Gesicht.

Mathieu, der diese Veränderung bemerkt hatte, war kurz vor einer Panikattacke. Irgendetwas glitt ihnen gerade aus den Händen. Eindeutig.

Stumm wählte Edouard eine Nummer auf seinem Mobiltelefon und wartete. Nichts, wie befürchtet.

»Daphne ...«, sagte er schließlich und das Wort kam mühsam von seinen Lippen. »Irgendetwas ist ihr zugestoßen. Es ist, als ... gäbe es plötzlich keinen Kontakt mehr zu ihr ...«

»Verdammt!« Mathieu wusste nicht, was er sagen sollte, ihm stockte der Atem.

»Ruf Marcel an und sag es ihm«, bat ihn Edouard. »Ich muss weiter auf den Wanderer achten.«

Mathieu zog eilig sein Telefon aus der Tasche. »Daphne wollte in die Gegend, in der sie gestern Jules gesehen haben. Zumindest war das der Plan.«

»Ruf Marcel an, schnell«, bat Edouard zunehmend angespannt, sodass er sich kaum auf dem Stuhl halten konnte. »Ich kann nichts mehr fühlen, aber es muss etwas sehr Schlimmes geschehen sein, wenn es mich in dieser Weise von Daphne geradezu abschneiden konnte.«

Mathieu atmete lautstark aus, während er wählte. Dabei dachte er daran, unter welchen Umständen Pascals erneuter Ruf jetzt womöglich erfolgen würde. Der Wanderer konnte sich jeden Moment melden. Er und Dominique konnten nicht mehr weit vom Kronosfelsen entfernt sein, womöglich hatten sie ihn sogar schon betreten.

Mathieu wurde ganz anders.

Die Finger seiner freien Hand lagen verschwitzt auf der Tastatur des Laptops, während er das Handy an sein Ohr drückte. Endlich hörte er die tiefe Stimme des Gerichtsmediziners und erzählte, was passiert war.

\*\*\*

Sehr bald wurden Pascal und Dominique von dem kraftvollen Sog, der sie mitgerissen hatte, wieder ausgespuckt, und sie landeten hart auf einer sandigen Oberfläche, saßen in vertrauter Atmosphäre in ihrer Dimension, wenn auch in einer anderen Epoche.

Als sie wieder auf die Füße gekommen waren, sahen sie sich wachsam um und musterten den Ort, an dem sie sich befanden. Es war ein dunkler, lang gezogener breiter Gang, der beinahe aussah wie ein Verlies. Pascal musste an das Gefängnis der Inquisition denken, in dem er mit Beatrice gewesen war: Sandboden und Wände aus groben Steinmauern; Gitterstäbe vor den Ausgängen. Von irgendwoher, aus dem Hintergrund, waren zahlreiche Stimmen und metallische Geräusche zu hören, es klang wie ein lautes Dröhnen.

»Sieh dir das an.« Dominique deutete auf eine winzige Inschrift an der Wand. »Es ist Latein.«

Pascal blickte auf die bezeichnete Stelle, doch bevor er irgendetwas erwidern konnte, tauchte ein korpulenter Mann aus dem Dunkel vor ihnen auf und hielt inne, als er sie sah. Verblüfft betrachteten die Jungen seine glänzende Rüstung. Zudem trug er einen Helm und Sandalen und in der rechten Hand hielt er eine Lanze.

»Verdammt«, murmelte Dominique und wich zurück. »Ein römischer Soldat. So weit in die Vergangenheit ging unsere Zeitreise?«

»Was macht ihr hier?«, brüllte der Mann und musterte ihre merkwürdige Kleidung. »Die anderen sind bereits gerüstet. Also Abmarsch.«

Mit seiner Lanze bedeutete er ihnen den Weg und ließ sie vorangehen.

»Vorwärts«, rief er in barschem Tonfall, und Dominique spürte die Lanzenspitze des Römers im Rücken.

»Das Spektakel geht gleich los. Es gehört sich nicht, den Kaiser warten zu lassen.«

Das Spektakel? Pascal wurde unruhig, wenngleich er auch dankbar dafür war, dass er den Soldaten verstehen konnte. Was meinte er wohl? Er machte sich bereit, um Kontakt mit Edouard aufzunehmen, denn er vermutete, dass er sehr bald Mathieus Rat brauchen würde.

Der Soldat trieb sie weiter vor sich her, hinaus aus dem Gang bis in ein weites Gelass, in dem sich Dutzende kräftige Männer offensichtlich auf einen unmittelbar bevorstehenden Kampf vorbereiteten. Sie wurden von Soldaten und einigen Männern beaufsichtigt, die in Tuniken gehüllt waren.

»Gladiatoren«, stellte Dominique ungläubig fest. »Wir befinden uns im Inneren eines Amphitheaters.«

»Ich glaube kaum, dass wir als Zuschauer hier sind«, flüsterte Pascal, als er in Empfang nahm, was der Soldat ihm jetzt reichte. »Mein Gott!«

Angesichts dieser schaurigen Aussichten überlegte er einen Augenblick, ob sie versuchen sollten zu fliehen, doch er verwarf den Gedanken sofort wieder. Die Aussichten, hier lebend herauszukommen, waren gleich null. Da war es besser, sich zunächst einmal in sein Schicksal zu fügen, vielleicht gab es ja eine andere Möglichkeit ...

Also beschloss er zu gehorchen. Zumindest für den Moment.

Sie zogen sich um, doch ließ der Wanderer seinen Rucksack keine Sekunde aus den Augen. Sie verstaute ihre Kleidung darin und beobachteten unauffällig, wie die anderen Gladiatoren jedes Teil ihrer Kluft anlegten.

Der Oberkörper blieb frei, lediglich die Hüften wurden bedeckt mit einem Schurz, der von einem breiten Gürtel gehalten wurde und bis hinab auf die Knie reichte.

Dann stülpten sie sich einen Helm über den Kopf, der ihr Gesicht komplett verbarg und lediglich Öffnungen für Augen und Nase besaß.

So wie sie es bei den anderen Kämpfern sahen, legten sie nun einen Schienbeinschutz an und umwickelten den Arm, der die Waffe tragen würde, mit dicken Lederriemen.

»Weil uns der Schild dort nicht schützt«, erläuterte Dominique halblaut und musterte seinen Freund. »Alle Achtung, du siehst absolut echt aus, wie einem Historienfilm entsprungen.«

Trotz der Umstände bewahrte Dominique die Ruhe, und Pascal konstatierte, dass sein Begleiter in dieser Welt hin und wieder zu dem wurde, der er einmal gewesen war: ein witziger, cooler Typ.

Doch auch das Wissen um die Kräfte des Wanderers gab ihm die Hoffnung, das, was hier auf sie zukam, überstehen zu können.

Sie ergriffen die Schutzschilde, die man ihnen ausgehändigt hatte. Sie waren kreisrund, solide und leichter, als sie gedacht hatten. In der freien Hand würden sie das Schwert mit kurzer, spitzer Klinge tragen. Sie waren bereit.

Ein Raunen, das zu ohrenbetäubendem Getöse answoll, ließ jetzt das Theater erbeben.

Dominique erinnerte es an die aufgebrachte Menge in einem Fußballstadion bei einem wichtigen Spiel, wenn der Schiedsrichter die gegnerische Mannschaft bevorzugt. Es war wie eine Hasswelle, der sie ausgeliefert waren.

Dominique lief nun doch ein Schauer über den Rücken. Irgendwann an diesem Tag würden sie in die Arena geschickt werden – wenn es nicht gelang, eine Möglichkeit zu finden, sich zu retten. Alles, was sie brauchten, war etwas Zeit.

»Die Leute werden langsam ungeduldig«, teilte einer der Wächter mit. »Sie wollen heute Blut sehen. Ich hoffe, ihr liefert eine gute Vorstellung.«

Pascal und Dominique schluckten und tauschten einen Blick aus. Dieses Beben, das das gesamte Gebäude erschütterte, war das Toben der Menge? Wie viele Menschen waren nur gekommen, um das bevorstehende Massaker mit anzusehen? Es musste tatsächlich wie in einem Fußballstadion sein, mit völlig entfesselten Zuschauern.

Einige der Männer in Tunika richteten nun das Wort an einzelne Kämpfer, als wären sie so etwas wie ihre persönlichen Trainer.

»Vielleicht sind sie auch ihre Besitzer«, vermutete Dominique, als er den Blick seines Freundes sah. »Möglicherweise haben sie sie gekauft, um Geld mit Wetten zu verdienen.«

Doch der Wanderer war bereits mit etwas anderem beschäftigt.

»Es wird Zeit, mit Edouard Kontakt aufzunehmen und mit Mathieu«, sagte er mit geschlossenen Augen. »Bevor es zu spät ist.«

Einer der »Trainer« blieb vor ihm stehen und unterbrach seinen Versuch, sich zu konzentrieren.

»Wie bist du denn hierhergekommen?«, fragte er und musterte abschätzig Pascals schmalen Körperbau und seine dünnen Beine – den Rucksack schien er dabei zu übersehen. »Du wirst es nicht lange machen in der Arena.«

Pascal antwortete nicht, er senkte lediglich den Kopf. Besser gar nichts sagen als etwas Falsches, dachte er und schien recht damit zu haben, denn der Tunikatyp erwartete auch keine Antwort.

»Nun gut«, ließ er von ihm ab. »Du wirst als kurze Aufheiterung dienen.«

Jetzt musterte er Dominique, während er sich mit voll beringten Fingern über das Kinn strich. Ihre Augen trafen sich, da der Junge vor ihm den Blick, anders als Pascal, nicht gesenkt hatte.

»Du gefällst mir, Sklave«, sagte der Mann überrascht. »Du wirkst energisch.« Dann wandte er sich an einen der Soldaten. »Wir fan-

gen mit dem hier an. Er wird die Stimmung sicher gut anheizen.«

Pascal und Dominique wurden blass angesichts dessen, was diese Worte bedeuteten. Sie kamen einem Todesurteil gleich, denn es würde ihnen nun nicht mehr möglich sein, nach einer Möglichkeit zu suchen, ihren Hals zu retten.

»Wie heißt du, Junge?« Der Mann in der Tunika hatte seine Hand auf die Schulter Dominiques gelegt, welcher seinen Namen hervorstotterte. »Mach dich bereit. Du bist sofort dran.«

Pascal war klar, dass er sich augenblicklich fassen und eingreifen musste, wenn er seinen Freund beschützen wollte. Gleich, jetzt, auf der Stelle.

»Ich bitte darum ... ich bitte darum, mit ihm hinausgehen zu dürfen«, murmelte er, noch immer mit gesenktem Kopf.

»Wie bitte?«

»Wir haben stets ... gemeinsam gekämpft«, erfand er rasch ein Argument, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen.

Überrascht wandte sich der Tunikatyp ihm zu.

»Ich kann kaum glauben, dass du überhaupt schon mal gekämpft hast«, entgegnete er mit hochgezogener Augenbraue. »Aber meinetwegen. Auch du solltest den echten Gladiatoren nur zum Aufwärmen dienen. Sag mir deinen Namen und woher ihr, du und dein ... Mitkämpfer, stammt.«

Pascal antwortete und nannte die einstige römische Bezeichnung seines Landes. Dann entfernte sich der Mann grußlos und gab den Soldaten eine Anweisung. Gleich würden sie ihren Opfergang antreten. Sie dienten also einer ausgehungerten Volksmasse, die sich weit über ihnen auf den Rängen des Amphitheaters zusammendrängte und Gewalt und Tod verlangte, als eine Art Vor Speise.

Pascal berührte sein Schwert, das er beim Umkleiden unter dem

langen Schurz hatte verbergen können. Es war klar: die Waffe des Wanderers bedeutete die einzige Chance, diese Herausforderung zu überstehen. Den Rucksack trug er auf dem Rücken. Sie konnten sich nicht erlauben, den transparenten Stein zu verlieren, der ihnen den Weg weisen würde, genauso wenig wie die anderen Gegenstände, die sie noch brauchen würden.

\*\*\*

Marcel hielt neben dem Bordstein an. Er war es leid, eine Runde nach der anderen durch diese Gegend am Stadtrand zu drehen, und wandte sich an Michelle, die unermüdlich nach Daphne Ausschau hielt.

»Wie sollen wir sie denn finden?«, klagte er genervt. »Das Einzige, was wir wissen, ist der genaue Ort, wo wir Jules begegnet sind. Nämlich hier. Das bringt nichts, denn er hatte genug Zeit, um sich weit weg zu bewegen ... Wie sollen wir ihm folgen, wenn nicht einmal Edouard einen Hinweis auf seinen Aufenthaltsort hat?«

Die Situation erinnerte den Gerichtsmediziner an die Fälle, in denen es um Vermisste ging und bei denen er mit der Polizei zusammengearbeitet hatte. Er kannte das Gefühl, das ihn überkam, wenn sich mit jeder Minute die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs verringerte.

Und auch jetzt vergeudeteten sie ihre Zeit ohne irgendeinen Hinweis.

Erneut versuchte er es auf dem Handy, vergeblich wie zuvor.

Nach Mathieus beunruhigendem Anruf waren sie sofort hierher in diese Gegend gefahren, die die Seherin vermutlich inspizierte, doch nach etlichen Runden mussten sie einsehen, dass es sinnlos war, so weiterzumachen.

Nachdenklich biss Michelle sich auf die Unterlippe.

»Jules ist nicht hier in dieser Siedlung geblieben«, sagte sie nachdenklich. »Nachdem er mich auf der Straße zurückgelassen hat, ist er geflüchtet.«

Marcel nickte.

»Das stimmt. Vielleicht hat Daphne das Viertel durchsucht und dann beschlossen, es weiter draußen zu versuchen.«

»Das kann gut sein. Jules ist nicht in Richtung Stadt geflohen, sondern in Richtung der Felder.« Michelle deutete auf die Dächer, über die der Vampir verschwunden war.

»Und Daphne wusste das auch«, fuhr Marcel fort. »Sie muss dorthin gefahren sein. Möglicherweise versteckt Jules sich nicht in der Stadt. Das kann gut sein, solange er noch nicht den Drang verspürt, den Vampir aufzusuchen, der ihn infiziert hat. Und nach unserer Suche auf Père Lachaise scheint sich das zu bestätigen.«

Das klang logisch.

»Ob Daphne in den Feldern etwas passiert ist?« Michelle sah besorgt zu Marcel.

»Sehr gut möglich«, erwiderte der. »Denn wer oder was auch immer ihr dort begegnet ist, sie war allein.«

»Dann fahren wir dorthin.«

Marcel legte den Gang ein und trat aufs Gas, sodass sie das Stadtgebiet bereits nach wenigen Minuten verlassen hatten, um nun über schlecht asphaltierte Wege zu fahren. Immerhin war die Landschaft derart eintönig und übersichtlich, dass einem alles, was dort nicht hingehörte, sofort ins Auge gesprungen wäre, doch es gab nichts, das ihnen einen Hinweis auf Daphnes Verbleib geben konnte.

Marcel vertraute darauf, früher oder später das Auto der Wahrsagerin zu entdecken oder ihm auf der Straße zu begegnen, doch ihnen kamen lediglich hin und wieder Traktoren entgegen oder

das eine oder andere Auto, aber Daphnes war nicht darunter. Ansonsten blieb die Gegend mit ihren Höfen und Feldern unter blauem Himmel immer gleich und schien sich über sie lustig zu machen. Die Anspannung wuchs. Sie entfernten sich immer weiter vom Ausgangspunkt ihrer Suche hier draußen, ohne einen Anhaltspunkt auszumachen, der sie weiterbringen konnte.

Aber dann schrie Michelle plötzlich auf. »Dort!«, rief sie und deutete auf ein paar Häuser, zwischen denen ein Transporter und mehrere Menschen zu erkennen waren, die sich über irgendetwas auf dem Boden beugten. »Was ist da los?«

Marcel reduzierte die Geschwindigkeit, beschrieb auf einem abgehenden Weg einen Bogen um das Gehöft und näherte sich ihm langsam. Auch wenn sie nichts sahen, das auf Daphne hindeutete, war die Szene doch mehr als merkwürdig in dieser Gegend: ein alter Chevrolet mit getönten Scheiben, mehrere junge Leute, deren Kleidung und Aussehen sie eindeutig als Stadtbewohner kennzeichneten, und ein Bauer, der danebenstand und beobachtete, wie die anderen auf den Boden starrten ...

Dem musste man nachgehen.

»Schauen wir mal«, schlug Marcel vor. »Vielleicht können wir nach Daphne fragen.«

Er parkte den Wagen am äußeren Rand des Grundstücks. Kies knirschte unter den Reifen, was die Aufmerksamkeit der Anwesenden schlagartig auf sie lenkte. Es waren drei junge Leute und sie sahen ihnen mit abwehrenden Blicken entgegen.

»Guten Tag«, versuchte Marcel sich von seiner höflichsten Seite zu zeigen. »Ich glaube, wir haben uns verfahren.«

Michelle nutzte den Moment, um die Anwesenden in Augenschein zu nehmen, die sich – mit Ausnahme des alten Bauern, der als Einziger einen offenen Blick hatte – weiterhin seltsam verhielten. Ein massiger Hüne starrte sie mit offenem Mund an, ein etwas

klein geratenes Hippiemädchen kaute gelangweilt auf ihrem Kaugummi herum, und ein großer blonder Junge, dem das Misstrauen ins Gesicht geschrieben stand, bedachte sie mit einer wenig einladenden Miene.

Was ging hier vor?

Keiner der drei sagte ein Wort oder versuchte, seine Feindseligkeit zu verbergen. Schließlich war es der Bauer, der Marcel antwortete.

»Wohin wollen Sie denn?«

Lächelnd spielte der Gerichtsmediziner die scheinbar zufällige Begegnung weiter und näherte sich ein paar Schritte.

»Was haben Sie denn da?«, fragte er leichthin. Und bevor die Umstehenden sein Manöver bemerkten und sich ihm in den Weg stellen konnten, hatte er bereits gesehen, was zwischen ihnen auf dem Boden lag.

»Tote Hunde?«, fragte er verwundert.

»Das ist heute Nacht passiert«, erklärte der Bauer. Trotz der verärgert blickenden jungen Leute konnte er es sich nicht verkneifen, sein Erlebnis zu erzählen. »Es war entsetzlich. Meine Hunde waren hier draußen und ...«

»Der Mann wollte lediglich nach dem Weg fragen«, unterbrach der große Blonde mit aufgesetzter Freundlichkeit die Ausführungen des Hausherrn. »Sicher hat er es eilig.«

»Schon in Ordnung«, entgegnete Marcel. »Eine kleine Pause können wir uns schon erlauben. Es ist wirklich schön hier ...«

Der ohnehin kalte Blick des Jungen wurde eisig. Keiner des mysteriösen Grüppchens wich von der Stelle, um ihn näher an die toten Hunde heranzulassen.

»Erzählen Sie doch mal«, wandte sich Michelle nun an den Bauern, womit auch sie sich einen wütenden Blick des Blondens einhandelte.

Als der Mann mit seinem Bericht begann, mussten sowohl Michelle als auch Marcel sich anstrengen, um sich nichts anmerken zu lassen – denn alles deutete zweifelsfrei auf Jules hin.

Obwohl sie am liebsten jedes Detail erfahren hätten, hielten sie sich zurück, denn sie wussten, dass zu viel Interesse verdächtig wirken würde und die Situation zum Kippen bringen konnte.

Zudem hatten sie immer noch keine Spur von Daphne.

Es machte Michelle unsäglich traurig, sich Jules bei seinem nächtlichen einsamen Raubzug vorzustellen.

»Darf ich die Hunde mal näher betrachten?«, fragte Marcel mit entspannter Freundlichkeit.

»Wozu?«, schaltete sich der Blonde erneut ein.

»Ich habe den Hausherrn gefragt.« Nun veränderte Marcel seinen Ton und ließ anklingen, dass er nicht unterbrochen werden wollte. »Es ist bloße Neugier«, wandte er sich wieder an den alten Bauern. »Unglaublich, dass man ihnen das Blut ausgesaugt hat, finden Sie nicht?«

Der Bauer nickte ihm zu und den Umstehenden blieb nichts anderes übrig, als Platz zu machen.

Marcel und Michelle näherten sich den toten Tieren. Wie ihr Besitzer ihnen zuvor berichtet hatte, wiesen sie lediglich Bisswunden am Hals auf. Marcel beugte sich zu den kräftigen Tieren hinunter und ging in die Hocke, um sie näher zu betrachten.

Dann schüttelte er den Kopf. »Aber wer kann es mit drei so starken Tieren aufnehmen, ohne selbst verletzt zu werden?«, fragte er.

»Er sah aus wie ein Junge«, sagte der Bauer, noch immer verwundert, »aber seine Augen ... die werde ich niemals vergessen und auch nicht, wie er sich über die Hunde beugte. Er war wie ... eine Erscheinung.«

Michelle und Marcel warfen sich einen flüchtigen Blick zu, der, sie bemerkten es, dem Blondem nicht verborgen blieb.

Marcel erhob sich wieder und fragte sich, ebenso wie Michelle, was für eine Rolle dieses wenig hilfsbereite Grüppchen spielte, das sich sehr beeilt haben musste, um hierherzukommen. Wie hatten sie nur von dieser Tötung erfahren?

»Und Sie?«, richtete Marcel nun die Frage an den Blonden, der offensichtlich der Anführer der drei war.

»Und wir, was?«, fragte dieser ohne das geringste Entgegenkommen.

»Ich dachte, Sie wären vielleicht Tierärzte und sind gekommen, um ...«

»Ich wüsste nicht, was Sie das angeht«, platzte sein Gegenüber heraus.

»Ich finde, dieser Typ stellt zu viele Fragen«, meldete sich jetzt das Hippiemädchen zu Wort. An der Art, wie sie wütend mit offenem Mund ihren Kaugummi kaute, war zu erkennen, dass sie nicht an eine zufällige Begegnung glaubte.

Der Hüne beschränkte sich aufs Zuhören und darauf, seine Augen von einem zum anderen wandern zu lassen.

Marcel war sich im Klaren darüber, dass seine Fragen zu weit gingen, doch er hatte keine Wahl. Er würde das Grundstück nicht verlassen, ohne zu erfahren, was sich hinter den getönten Scheiben dieses Chevrolets verbarg. Und er konnte sich nicht länger mit Spielchen aufhalten.

Der Wächter holte seine Dienstmarke aus der Tasche und zeigte sie in die Runde.

»Ich bin Gerichtsmediziner und arbeite für die Polizei«, teilte er mit. »Ich ermittle in einem Fall, der nichts mit diesem hier zu tun hat. Und nun würde ich gern einmal eure Dokumente sehen und danach den Transporter, und zwar von innen. Jetzt, sofort.«

Marcel war einen Schritt vor Michelle getreten und tastete nach seiner Waffe, die er seitlich unter dem Jackett trug.

Justin beobachtete ihn genau und versuchte cool, sich nicht die kleinste Überraschung anmerken zu lassen, doch entging ihm diese warnende Geste nicht.

»Verdammt«, brachte das Hippiemädchen hervor, »ein Bulle.«

Der Hüne starrte wie hypnotisiert auf die Polizeimarke, die Marcel noch immer in der Hand hielt.

»Sie haben nichts verbochen ...«, verteidigte der Bauer nun die Jugendlichen, verunsichert über den plötzlichen Umschwung in der Atmosphäre des Gesprächs.

»Haben Sie ein Problem? Arbeiten Sie immer mit Ihrer Tochter?«, fragte Justin und musterte Michelle abschätzig, während er Marcel seinen Ausweis reichte. »Oder nehmen Sie sie nur mit, weil sie eine Gothic ist und gerne Kadaver sieht ...?«

Michelle, außer sich vor Wut, stellte sich direkt vor den blonden Typen.

»Das Problem ist, dass du ein Arschloch bist«, sagte sie und sah, wie das Grinsen im Gesicht des Blonden gefror. Fast hätte er sich auf sie gestürzt, doch Marcells einschüchternde Präsenz verhinderte das; Michelle aber spürte, dass ihr Kontrahent sich seine Reaktion für ein andermal aufhob. Sie würden sich sicher noch mal wiedersehen ...

»Der Transporter«, ordnete Marcel nun an. »Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Und was genau glauben Sie darin zu finden?«, entgegnete Justin patzig.

»Sag du's mir«, antwortete Marcel und schob ihn vor sich her.



# 15

## AUSSTAFFIERT ALS GLADIATOREN

betraten Pascal und Dominique eine ansteigende Rampe, die sie aus den tiefer liegenden Gewölben des Amphitheaters hinauf führte in die Arena, dem großen Rund, das der Schauplatz ihrer Hinrichtung sein sollte. Sie hielten sich gerade, traten mit festem Schritt auf – doch spürten sie kaum noch ihren Herzschlag vor Entsetzen. Wie würde das Spektakel ausgehen? Im Kronosfelsen konnte man niemals vorausahnen, was einem widerfahren würde, wenn man erst einmal in die Umstände der jeweiligen Zeitzelle verstrickt war.

Mit jedem ihrer Schritte kamen sie der Menge draußen näher, deren brüllende Gier nach den ersten Opfern des Spektakels die Mauern des Theaters erschütterte.

Pascal dachte an seine Familie, vor allem aber an Michelle, er versuchte Kraft zu schöpfen, indem er sich ihr Gesicht vorstellte, ihr Haar, ihre glänzenden Augen, ihre Lippen, und ein weiteres Mal bat er sie um Verzeihung für das, was er ihr angetan hatte.

Jetzt, in diesem Augenblick, liebte er sie mehr als je zuvor, und dieses Gefühl durchströmte ihn wie eine heiße Welle und ließ sein Herz wieder seinen Rhythmus finden.

Sie erreichten den Ausgang zur Arena und hielten für einen

Moment inne. Pascal sah seinen Freund an und der erwiderte den Blick.

Der Lärm draußen war ohrenbetäubend.

\*\*\*

Wieder im Auto setzten Michelle und Marcel ihre Suche nach Daphne fort. Eine Staubwolke hinterlassend, hatten sie sich vom Bauernhof entfernt, wo die anderen zurückgeblieben waren. Auch wenn die drei nichts mit dem Verschwinden der Wahrsagerin zu tun zu haben schienen – die Tatsache, dass sie extra aus der Stadt gekommen waren, um die Hundekadaver zu untersuchen, machte sie in gewisser Weise verdächtig.

Auf die Fahrbahn konzentriert, wandte der Gerichtsmediziner sich an Michelle: »Was, denkst du, war das, was wir im Transporter gesehen haben?«

Das Mädchen seufzte.

»Pflöcke, Flaschen mit irgendwelchen Flüssigkeiten, Knoblauch, Kruzifixe ...« Michelle hielt inne. »Sie sind eine Art ... Vampirjäger, oder?«

Marcel nickte.

»Es sind einfach nur Fanatiker, keiner von ihnen ist begabt mit besonderen Kräften, doch ich muss zugeben, sie wissen offenbar, wie sie vorgehen. Denn wie konnten sie von den Hunden erfahren? Die Nachricht über sie ist nicht über die Medien verbreitet worden ...«

»Keine Ahnung«, entgegnete Michelle, »aber sie werden uns Probleme machen, da bin ich sicher. Sie sind jetzt Jules auf der Spur und werden diese weiter verfolgen.«

Auch Marcel befürchtete, dass die drei ihnen Schwierigkeiten bereiten konnten.

»Sicher hast du recht«, äußerte er, »und ich denke, sie werden uns erneut über den Weg laufen.«

»Aber dann«, ergänzte Michelle, »werden sie nicht so ... folgsam sein.«

Für ein paar Minuten betrachteten beide nachdenklich die vorbeiziehende Landschaft. Marcel wollte der berechnende Blick des Blondens nicht aus dem Sinn gehen, seine eiskalte Art. Der Typ war gefährlich, das spürte er deutlich, und er nahm sich vor, ihn im Kommissariat auf Vorstrafen checken zu lassen. Schließlich hatte er sich die Dokumente zeigen lassen.

»Wovor hast du Angst, Michelle?«, brach der Gerichtsmediziner das Schweigen.

Das Mädchen biss sich auf die Lippe und versuchte, ihre Gefühle zu beherrschen.

»Davor, dass sie Jules vor uns finden.«

\*\*\*